

Eine Minderheit

Indische Hindus im nachkolonialen Südostasien

Die Neubesiedelung Südostasiens durch Hindus während der englischen Kolonialzeit machte diese zu einer Minderheit, die ihre Identität gegenüber der buddhistischen bzw. muslimischen Mehrheit bewahren muss.

Manfred Hutter

In keinem der Staaten Südostasiens stellen Hindus die Mehrheit dar. Allerdings reichen kulturelle Kontakte Indiens zum südostasiatischen Festland bzw. zur Inselwelt des malaiischen Archipels bis ins 2. Jahrhundert nach Christus zurück. Seit den ersten Jahrhunderten des 2. Jahrtausends wurden auf dem Festland jedoch Formen des Buddhismus zur dominierenden Religion und seit Mitte des 2. Jahrtausends ist der malaiische Raum islamisch geprägt. Erst ab dem späten 18. Jahrhundert sind im Zusammenhang mit wirtschaftlichen und politischen Interessen der britischen Kolonialherrschaft wiederum Inder in diesen Bereich gekommen. Diese Neubesiedelung Südostasiens durch Hindus während der englischen Kolonialzeit brachte jedoch unterschiedliche Hindus aus sprachlich, ethnisch und kulturell verschiedenen Teilen Indiens nach Südostasien, die jeweils als Minderheit ihre Identität gegenüber der buddhistischen bzw. muslimischen Mehrheit bewahren müssen.

Die moderne Geschichte der Inder in Malaya beginnt mit der Gründung einer festen Siedlung auf der Insel Penang im Jahre 1786. In den ersten Jahren handelte es sich dabei um indisch-muslimische Händler, die auch in Malakka Fuß fassten. Vergleichbar mit der Ansiedlung von Indern in anderen Teilen des britischen Kolonialreiches, setzte noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Anwerbung von Indern für Arbeiten in den Palmen- und späteren Kautschukplantagen sowie für den Zinnabbau im Gebiet des heutigen Kuala Lumpur und nördlich davon ein. Diese ursprünglich für einige Jahre als Arbeiter angeworbenen Inder waren hauptsächlich Tamilen aus Südindien mit ländlichem Hintergrund. Bei historischer Betrachtung heißt das, dass die Hindus in Singapur und Malaysia sowie tamilische Hindus

in Sumatra (Indonesien) einen gemeinsamen Ursprung aufweisen, da erst die unterschiedliche politische Entwicklung nach dem Ende der Kolonialzeit die Gemeinsamkeiten unter ihnen verändert hat. Nordinder spielten in den frühen Jahren der Kolonialzeit in diesen Regionen als Vertragsarbeiter – abgesehen von prozentuell kleinen Sikh-Anteilen im Militär- und Verwaltungswesen – keine Rolle, sind jedoch im so genannten Inder-Segment in Myanmar stärker vertreten, was auch der geographischen Lage geschuldet ist; allerdings sind über Penang (Malaysia) auch Tamilen während der britischen Kolonialzeit nach Myanmar gekommen.

Mit dem Erreichen der Unabhängigkeit in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg veränderte sich die Situation dieser indischen Arbeitskräfte, sodass sich in den verschiedenen modernen Gesellschaften bzw. Nationalstaaten Südostasiens Fragen einer Hindu- bzw. Inder-Identität in der neuen politischen Umgebung stellten, inwiefern diese Identität mit einer modernen staatlichen Identität vereinbar ist, oder ob Hindus lediglich »Bürger zweiter Klasse« bleiben. Solche kollektiven Identitäten sind Repräsentationsstrategien und Repräsentationsversuche, um damit die eigene Geschichte und Tradition zu deuten, aber auch, um durch Prozesse der Rückbindung an Indien, etwa durch Wallfahrten, Studienaufenthalte oder den Import von Priestern aus Indien für die Durchführung des Tempelgottesdienstes, die Position zwischen einem »Zurück zur Mutter Indien (*bharat mata*)« und der Loyalität zu dem Staat, dessen Bürger sie sind, zu klären. Daraus ergeben sich auch Fragen der Integration oder Nicht-Integration bzw. des harmonischen Zusammenlebens zwischen Mehrheits- und Minderheitsreligionen. Indische Hindus als Faktor religiöser Pluralität in Südostasien sind somit eine Folge der kolonialen Vergangenheit dieses Gebiets, wodurch die Rolle dieser religiösen Gemeinschaft implizit auch eine Auseinandersetzung mit der Kolonialzeit enthält, wie am Beispiel von Indern in Myanmar und in Singapur skizziert werden kann.

Der Autor ist Professor für Vergleichende Religionswissenschaft am Institut für Orient- und Asienwissenschaften in Bonn.

Myanmar

Bezüglich der Inder in Myanmar ist zu sagen, dass wir es mit Nachkommen von bengalischen, tamilischen und telugu-sprachigen Immigranten als Folge der britischen Kolonialpolitik zu tun haben. Nach einer Periode von Lokalkönigtümern annektierten die Briten in zwei Kriegen (1824-1826 und 1852) zunächst den Küstenstreifen und Niederburma, 1885 auch Oberburma. 1937 wurde daraus eine britische Kronkolonie, und 1947 erlangte das Land die Unabhängigkeit. Allerdings ist dabei zugleich festzuhalten, dass in religiöser Hinsicht die Zahl der Hindus in Myanmar für die Briten kein relevanter Faktor war, da die britische Religionspolitik am Buddhismus orientiert war. Insofern blieben Hindus in Myanmar am Rand der Betrachtung. Neben den Hindus ist auch die Gruppe der »indischen Muslime« zu berücksichtigen, die sich vor allem auf Städte wie Rangun und auf Wirtschaftsberufe verteilen; aber auch die Muslime im burmesischen Arakan, die durch die geographische Lage ihres Gebiets eine Nähe zu den bengalischen Muslimen in Bangladesch zeigen, sind ein Faktor der Beziehungen Myanmars zum indischen Kulturraum, wobei Vorurteile gegenüber indischstämmigen Muslimen auch den Umgang mit Hindus manchmal nachteilig beeinflussen.

In der Regel nehmen Hindus im buddhistischen Myanmar eine mittlere Stellung im Spannungsfeld zwischen Nach-Kolonialismus und Nationalismus ein. Somit finden wir einerseits das Bemühen, vergleichbare Konzepte wie Karma oder Ahimsa zwischen Hinduismus und Buddhismus zu betonen, andererseits steht das unabhängige Myanmar in Spannung zu den Hindus, die als Parteigänger Indiens betrachtet werden. Solche Ressentiments gegenüber Indern hatten bereits in den 1930er Jahren zu Spannungen und anti-indischen Aufständen geführt, sodass 1942 etwa 200.000 Inder nach Indien auswanderten – unmittelbar vor der japanischen Invasion in Myanmar. War während der britischen Kolonialzeit Rangun gleichsam eine »indische« Stadt mit Urdu bzw. Hindustani als Umgangssprache unter den Händlern, so führte die nationalistisch-burmesisch ausgerichtete Politik in den Jahren nach 1962 zur Ausbürgerung von rund einer Million Indern. Die dennoch in Myanmar verbliebenen Inder werden in vier Gruppen eingeteilt: die (ärmliche) Landbevölkerung aus Bihar, die Tamilen (vor allem in Rangun); Bangladeshis (insbesondere im Grenzgebiet von Arakan) sowie Gurkhas und Nepalesen als Landarbeiter (in der Gegend von Mandalay). Dieser unterschiedliche Hintergrund in kultureller und wirtschaftlicher Hinsicht macht Inder bzw. Hindus in Myanmar zu einer inhomogenen Gruppe. Das im Jahr 1982 erlassene Staatsbürgerschaftsgesetz schränkt dabei den Status der Inder ein, die nur durch eine vollständige »Bur-

manisierung« und Assimilation den Status eines vollwertigen Staatsbürgers erlangen können. Dass sich dabei die nationale Entwicklung teilweise in der Religionszugehörigkeit niederschlägt, zeigt sich dadurch, dass sich hinduistische Inder zunehmend dem Buddhismus als national favorisierter Religion zuwenden – stärker als indisch-stämmige Muslime in Myanmar.

Insgesamt spiegelt die Stellung der Hindus in Myanmar auch das Auf und Ab des Verhältnisses des Staates zum indischen Nachbarn wider. Während sich die Nationalisierung und Abschottung Myanmars von außen in den 1960er Jahren negativ auswirkte, kam es zu Beginn der 1980er Jahre zu kurzfristigen Verbesserungen, die jedoch nicht lange anhielten. Erst die seit rund eineinhalb Jahrzehnten bestehende Normalisierung der politischen Beziehungen zwischen den beiden Nachbarländern in Süd- und Südostasien erleichtert es den indisch-stämmigen Hindus, ihre religiösen Traditionen wieder vermehrt mit Indien als Ursprung ebendieser zu identifizieren und den transnationalen religiösen Austausch zu suchen, ohne dadurch zugleich immer ihre Loyalität zu Myanmar aufs Neue nachweisen zu müssen bzw. den Vorwurf, noch immer die kolonialen Verbindungen zu pflegen, widerlegen zu müssen.



Singapur

Bis in die 1930er Jahre prägten Landwirtschaft und Rinderzucht, teilweise auch Hafendarbeiten die Lebensweise der Mehrheit der südindisch-stämmigen Hindus in Singapur, während die Händlerklasse der Chettiar eine wichtige Rolle im Finanzwesen der Insel spielte. Der zahlenmäßig sehr geringe Anteil von Nordindern, vor allem Gujaratis und Sindhis, die teilweise auch dem Sikhismus bzw. dem Islam angehörten, war im Textilhandel und Juwelierbereich tätig. Auch wenn danach diese Grenzen fließend wurden, sind sie trotzdem in der seit 1965 unabhängigen Republik Singapur nicht vollkommen verschwunden. Hindus machen dabei gegenwärtig etwa 55 Prozent der rund 260.000 Inder in Singapur aus.

Für die Bewältigung der kolonialen Vergangenheit Singapurs spielt die »Vier-M-Politik« als Faktor der nationalen Identitätsbildung eine wichtige Rolle: »multiracialism, multilingualism, multiculturalism, multireligiosity«. Diese Programmatik, die das Nebeneinander unterschiedlicher ethnischer, sprachlicher und religionskultureller Traditionen allgemein zutreffend beschreibt, wird hinsichtlich des gesellschaftlichen Miteinanders mit der Abkürzung CMIO – »Chinese, Malay, Indians, Others« – kombiniert. Dass ein solches Modell eine Reduktion bzw. Homogenisierung ist, liegt auf der Hand. Der Einheit »Inder« wird als Sprache Tamil und als Religion in der Regel der Hinduismus zugewiesen, wobei letzteres statistisch nur auf schwachen Beinen steht. Wenn somit die »Vier-M-Politik« auch nur ein grobes Bezugsmodell ist, bleibt es für die Bevölkerungsmehrheit insofern akzeptabel, als dass man an der eigenen ethnischen und religiösen Identität festhält, ohne dies als Gegensatz zur »nationalen Identität« zu sehen. Denn während man intern die eigene Sprach- bzw. Dialektzugehörigkeit, ethnische Einordnung und Religion exakt differenziert, bleibt die Wahrnehmung der jeweils anderen als »Chinesen«, »Malaien«, »Inder« oder »andere« (Eurasier) weitgehend pauschal, sodass das Verhältnis der einzelnen Volksgruppen zueinander sich mehr auf ein Nebeneinander und nicht auf ein Miteinander bezieht.

Der von der Regierung vertretenen Politik eines harmonischen Verhältnisses zwischen den Ethnien und Religionen dient dabei eine konstruierte und somit einheitliche Hindu-Identität, die durch Faktoren einer gesteuerten »Traditionsverdichtung« angestrebt wird, sei es durch die Einrichtung des *Hindu Endowments Board* (HEB) in administrativer Hinsicht oder durch die Normierung bzw. Propagierung gemeinsamer hinduistischer Feste. Dem HEB kommt dabei – als regierungsnaher Organisation – die Aufgabe zu, den Hinduismus zu fördern und einzelne Hindu-Tempel im Inselstaat zu verwalten. Allerdings sieht sich das HEB auch der Kritik vieler Hindus ausgesetzt, die dem Board vorwerfen, nur einen homogenisierten Hinduismus zu propagieren, der politisch akzeptabel ist, aber nicht allen Bedürfnissen der vielschichtigen Religionsgemeinschaft entspricht. Insofern ist das Verhältnis zwischen dem HEB und manchen Tempeln nicht immer friktionsfrei. Die Einbettung eines entkolonialisierten Hinduismus in das politische Modell des Umgangs mit der kolonial bedingten Vielfalt unterschiedlicher Volksgruppen sieht man gut anhand des Thaipusam-Festes. Dieses Fest wird jährlich zu Beginn des tamilischen Monats Thai, der auf die Zeit zwischen Januar und Februar fällt, gefeiert. Dabei bemüht sich das HEB, das Fest als Ausdruck eines »intellektualisierten« und modernen Hinduismus zu präsentieren, indem folkloristische Elemente; Ekstase und Trance oder Askesepraktiken, die mit dem dörflichen Ursprung des Festes der ur-

sprünglich aus Südindien stammenden Kolonialarbeiter verbunden waren, in Form einer Überwindung dieser Vergangenheit eliminiert werden sollen. Ein solches »gereinigtes« Fest ist geeignet, eine staatlich erwünschte »Hindu-Identität« zu präsentieren, die auch vom staatlichen Tourismusbüro gefördert wird, weil das Fest in dieser Form auch dazu benutzt werden kann, die »Rassen- und Religionspolitik« zu demonstrieren, die darum bemüht ist, das harmonische Zusammenleben aufgrund der Homogenisierung von Traditionen zu fördern.

Zusammenfassung

Sowohl Myanmar als auch Singapur haben aufgrund ihrer Kolonialgeschichte einen ethnischen und religiösen Pluralismus, zu dem Formen des Hinduismus



gehören. In beiden Ländern spielen Inder bzw. Hindus keine führende Rolle im nationalen politischen Diskurs. Der Hinduismus in Myanmar ist dabei eine Religion, die eine »gelähmte« Vergangenheitsbewältigung darstellt, indem Hindus im Kontext der Nationalisierung entweder das Land verließen bzw. sich – in politisch erwünschter Perspektive – der burmesischen Mehrheitskultur (inklusive des Buddhismus) anpassen sollten. In Singapur hingegen kann man den Hinduismus als »gezähmte« Form der Vergangenheitsbewältigung charakterisieren, indem Hindus – wie auch Angehörige anderer Religionen – in ein staatlich propagiertes Modell religiöser Harmonie eingebettet werden, um dadurch ein Neben- und Miteinander der unterschiedlichen Volksgruppen konfliktfrei zu gewährleisten.